

# Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter  
Dr. phil. Franz Geucke

der Rheinischen Volkszeitung

Druck- und Verlagsanstalt  
Hermann Rauch, Wiesbaden

Stichtag aller Artikel beendet

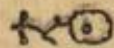
Nummer 34

Sonntag, den 21. Juli 1918

88. Jahrgang

## Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 21. Juli (9. Sonntag nach Pfingsten):  
Benedictus; Montag, 22. Juli: Maria Magdalena;  
Dienstag, 23. Juli: Apollinaris; Mittwoch, 24. Juli:  
Christina; Donnerstag, 25. Juli: Jakobus; Frei-  
tag, 26. Juli: Anna; Samstag, 27. Juli: Pantaleon.



## Neunter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lucas 19, 41—47.

In jener Zeit, da Jesus Jerusalem näher kam und die Stadt sah, weinte er über sie und sprach: Wenn doch auch du es erkanntest, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! Nun aber ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Walle dich umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich bedrängen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmettern, und in dir keinen Stein auf dem du beru lassen, weil du die Zeit deiner Heimkehrung nicht erkannt hast. Und als er in den Tempel kam, fing er an, die Mäuser und Verkäufer, die darin waren, hinauszutreiben, und er sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es zu einer Hühnerhöhle gemacht. Und er lehrte täglich im Tempel.

\*

## Die ersten Klostergründungen

Wenn wir uns nunmehr nach den ersten Anfängen des Klosterlebens umsehen, so ist es wohl richtig, daß der Heiland sich nicht mit einer Klostergründung abgegeben hat. Es wäre aber verfehlt, daraus zu folgern, also sind die Klöster gegen den Willen Christi. Christus hat auch keine Jünglingsvereine und Mariänschen Kongregationen und sonstige moderne seelsorgerliche Einrichtungen gekannt, und doch sind diese heute von großer Bedeutung und stiften viel Segen in der Kirche. Christus hat nur das Fundament der Kirche gelegt, die großen Umrisse zum Gebäude gezeichnet. Die Einzelheiten und die nähere Ausführung überließ er der menschlichen Tätigkeit der Apostel und ihrer Nachfolger und dessen Gehilfen. Es genügt, wenn das, was in der Kirche besteht, in seinen Grundzügen und seinen Zielen auf Christus und seine Lehre zurückgeführt werden kann. Der Klostergedanke und die drei Klostergebäude sind aber, wie wir schon gesehen, in der Lehre des Herrn grundgelegt.

1. Der Zug des menschlichen Daseins zur Einsamkeit und Zurückgezogenheit ist bei allen Völkern zu finden, wenn auch nicht so stark wie im Christentum. Auch das vorchristliche Judentum kannte eine Art Abgeschlossenheit von der Welt und Enthaltensamkeit. Die „Nasiräer“ ließen sich langes Haar wachsen und tranken keinen Wein. Noch mehr näherten sich unserm Klosterleben die Sekte der „Essener“. Sie unterhielten eine Art Gütergemeinschaft und führten auch Gemeinschaft in Arbeit und Mahlzeit, lebten in der Gegend des Toten Meeres in Dörfern, mieden die sinnlichen Freuden, manche von ihnen enthielten sich auch der Ehe. Zur Zeit Christi zählte diese jüdische „Klostergemeinde“ etwa 4000 Mitglieder.

Auch die Apostel hielten seit ihrer Berufung die drei klösterlichen Gebäude, wenn sie auch nicht gemeinschaftlich in Klöstern zusammenlebten. Der erste Eifer war im Urchristentum noch so lebendig,

daß das Ziel des Klosterlebens, die christliche Vollkommenheit, auch ohne heimliches Klosterleben erreicht wurde. Die Apostelgeschichte berichtet am eingehendsten über das Leben der ersten Christen. Sie erzählt, daß viele auf Pele und Perminogen verzichteten. „Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele, und keiner sagte, daß etwas von dem, was er besaß, sein eigen sei, sondern sie hatten alles mit einander gemeinsam.“ (Apostelgeschichte 4, 32). Die gottgeweihte Enthaltensamkeit erwähnt der hl. Paulus in seinem ersten Brief an Timotheus (3, 11) und behauptet, darin, die Verletzung der gottgelobten Jungkeuschheit sei ein Treubruch an Christus. Im Urigen traten die Zeiten der blutigen Christenverfolgungen voll von Selbennut und Pflichterfüllung, die über das gewöhnliche Maß weit hinausging und ein Leben im Kloster unnötig machte.

Und doch war gerade die Christenverfolgung Anlaß, daß der Grund gelegt wurde zu einem Leben, das als Beginn des Klosterlebens in der Kirchengeschichte angesehen wird. Der Begründer des christlichen Ordenslebens ist der hl. Einsiedler Paulus in Ägypten. Im Alter von 15 Jahren verlor er die Eltern. Damit fiel ihm ein reiches Erbe zu. Am den Christenverfolgungen zu entgehen, deren Gefahren er sich nicht gewachsen fühlte, floh er in die Wüste und führte dort ein Leben der Enttäuung und des Gebetes. Verachtung der Welt und Verkehr mit Gott im Gebet, das war der Hauptinhalt seines hundertjährigen Lebens. In seinen alten Tagen bekam er Besuch vom heiligen Einsiedler Antonius, und die beiden Asketen unterrichteten sich über das, was ihre Seele bewegte. Während des Besuchs starb Paulus und Antonius bestattete seinen heiligen Freund.

Das Einsiedlerleben bildete die erste Entwicklung des Mönchtums. Einen Schritt weiter ging Antonius, indem er die zerstreuten lebenden Einsiedler sammelte und sie in Dörfern ansiedelte. Antonius stammte ebenfalls aus Ägypten, das die Wiege des Mönchtums genannt werden kann. Einst hörte er die Worte: „Willst du vollkommen sein, so verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen, und dann komm und folge mir.“ Da gab er sein reiches Erbe an die Armen, sorgte für seine noch lebende Schwester und begab sich in die ägyptische Wüste. Hier brachte er unter anderem 20 Jahre in einem alten Grabmonumente zu. Kurz vor seinem Tode besuchte er auf göttlichen Antrieb den hl. Paulus, wie wir oben gesehen. Mit 105 Jahren starb er, im Jahre 306. Bei seinem Tode zählten seine Schüler etwa 6000. In Dörfern lebten sie zusammen, jeder in seiner Hütte oder Höhle. Ackerbau, Gartenbau, Viehzucht, Weberei (aus Palmblättern) war ihre Arbeit, aus deren Erlös ihr Unterhalt bestritten wurde.

2. Einen weiteren Schritt tat der hl. Pachomius, ein Zeitgenosse des Antonius und wie dieser ebenfalls ein Ägypter. Von Geburt ein Weib, aber sorgfältig erzogen, lernte er die Eigenschaften der Christen kennen und erwiderte auch das Christentum schätzen und lieben. Christ geworden, begab er sich in die Einsamkeit unter die Leitung des heiligmännlichen Einsiedlers Pammachius. Nach 10—12 Jahren strenger geistlicher und körperlicher Übungen hatte er seinen Lehrer in der Vollkommenheit sogar übertroffen. Seine persönliche Heiligkeit, die Gott durch Wunder und Weissagungen belohnte, verschaffte ihm einen weitverbreiteten Namen. Der große Selbennut, der hl. Athanasius, mit dem er gegen die Arianer kämpfte, besuchte ihn persönlich. Im Jahre 348 brach eine Pest aus, die gegen 100 Mönche hinraffte. Auch Pachomius wurde ihr Opfer.

Pachomius ist der erste, der Klöster baute, in dem die Mönche gemeinsam unter einem Pater wohnten. Das erste Kloster errichtete er im Jahre 325 am Nil. Bald hatte es 100 Mitglieder. Der Jubel wurde so groß, daß er noch sieben weitere Klöster errichten konnte. Bei seinem Tode wurden 700 Ordensmitglieder gezählt. In der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts gab es bereits 50000 Mönche, die nach seiner Regel lebten. Diese Regel war sehr streng. Kein Mönch durfte Priester werden, damit nicht Reich, Eifersucht und Hochmut unter den Ordensleuten ausbräche. Doch wurden auch Priester aufgenommen und ihnen die Berechtigungen ihres Amtes gestattet. Hausarbeit und Gebet war die gewöhnliche Beschäftigung. Die Mönche wurden mit Nummern versehen und alphabetisch in Abteilungen eingeteilt. An der Spitze jeder Abteilung stand ein Aufseher, der in der Frühe an die Einzelnen die Arbeit verteilte. Diese bestand in Korblechterei, Mattenwebererei und ähnlichen Arbeiten. Abends hatte jeder seine Arbeit dem Aufseher abzuliefern. An der Spitze eines Klosters stand der Abt. Die Klöster waren nicht unabhängig und selbständig, sondern unterstanden dem Generatabt, der die Oberleitung über alle Klöster hatte und die einzelnen Abteie zur Verantwortung ziehen konnte. Die Aufnahme ins Kloster geschah nach harten Prüfungen, die drei Jahre dauerten. Je drei Mönche wohnten zusammen in einer Zelle. Gemeinschaftlich war nur Gebet und Mahlzeit. Bei Tisch und auch sonst herrschte Stillschweigen. Nur wissenschaftlichen Arbeiten dachten sich diese Mönche nicht befassen. Man hielt Wissenhaft, wie der hl. Einsiedler Antonius meinte, für unvereinbar mit dem strengen Streben nach Vollkommenheit.

Wandtes an dieser Regel ist mit der Zeit geändert worden. Einiges, so das Verbot der Wissenschaft, erklärt sich aus der damaligen Zeit, die das Verdrängen der weltlichen oder geistlichen Studien zu einer Quelle unaufrichtiger leidenschaftlicher Kämpfe oder zu einer Gefahr für den Glauben werden ließ. Der Kern war aber gut. Das beweist das lange Leben, das dieser Art Orden bechieden war. Erst im 11. und 12. Jahrhundert lösten sie sich auf oder sproßten in den damals neu gegründeten Orden zu neuem Leben auf.

3. Von der Thebais in Ägypten aus verbreitete sich das Ordensleben des Pachomius über die anderen Länder der Christenheit. Die großen Bischöfe und Kirchenväter aus damaliger Zeit waren fast alle in diesen Klöstern gewachsen, wie Chrysostomus, Basilus, Gregor von Nazianz im Osten des Reiches, Athanasius, Ambrosius, Hieronymus und Augustinus im Westen. Sie waren auch die mächtigsten Verfechter der christlichen Enttäuung im Ordensstande und trugen die Klostergedanken in alle Orte ihres Wirkens. In Ägypten und Palästina fanden sich die ersten Regungen, in der Einsamkeit Gott und seinem Seelenheil zu dienen. Hier fanden sich naturgemäß auch die ersten Verneinungen, diesen Zug zur Einsamkeit in geregelte Bahnen zu leiten. Damit ist nicht gesagt, daß der Westen des Christentums keinen Teil an diesem Zug zur Vollkommenheit gehabt habe. Die römische Christengemeinde zeichnete sich gerade darin aus, und in Rom fanden sich frühzeitig hochgeachtete, vornehme und reiche Christen, die schone Beispiele von hochherziger Enttäuung und Abtötung gaben. Pammachius, Mitglied des Senats und Abkömmling römischer Konsuln im vierten Jahrhundert, war in Rom im Verein mit seiner frommen Gemahlin Paula unaermüdet tätig im Wohlstand und in Werken der Frömmigkeit. Nach Paulinas Tode

gab er alle Ehren der Welt daran, zum Staunen seiner Freunde. Der ehemalige Prokonsul leitete sich in eine schlichte Tunika, verließ seine ungeheuren Reichtümer und widmete sich dem Dienste der „Brüder Christi“, d. h. der Notleidenden und Dürftigen. Er blieb in Rom, aber sein Palast wurde eine Stätte der Entfagung und des Opfers im Dienste der Nächstenliebe. Der hl. Hieronymus, der Freund der Familie, berichtet darüber: „Ehebem ward der Palast aufgesucht von Freunden und Schmeichlern, jetzt ist er umlagert vom Elende in jeder Gestalt. Früher zog Pammachius, von der Schar seiner Klienten umgeben, durch die Stadt, jetzt bilden die dankbaren Armen sein Ehrengelände.“

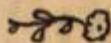
Etwa zwei Jahre nach dem Tode seiner Gemahlin, um das Jahr 398, gründete Pammachius mit dem Reste seines Vermögens ein großes Hospital an der Tibermündung. Arme, Kranke, hilfsbedürftige Fremde erhielten hier ein freundliches Obdach, Pflege und Unterstützung, und der Stifter bediente in eigener Person die Gäste seines Hospizes.

Pammachius mit seiner Gemahlin Paulina steht aus jener Zeit nicht vereinzelt da. Fast alle berühmten Geschlechter der Stadt Rom stellten Abkömmlinge in die Reihe jener, die in freiwilliger Verleugnung das Ideal des christlichen Lebens an sich zu verwirklichen suchten. Auch das weibliche Geschlecht schloß sich dabei nicht aus. Jene Paulina, die Gattin des Pammachius, war die Tochter der berühmten Paula, in deren Hause der hl. Hieronymus verkehrte, als er von seinen Studienfahrten aus dem heiligen Lande zurückkehrte, von wo er auch seine Kenntnis und seine Liebe zu dem im heiligen Lande in hoher Blüte stehenden Klosterleben mitbrachte. Der gelehrte Heilige übte einen mächtigen Einfluß auf die Familie aus. Unter seiner Leitung studierte eine andere Tochter der Paula, Blesilla, die hebräische Sprache, so daß sie die heiligen Bücher in der Ursprache lesen konnte. Eine dritte Tochter, namens Eustochium, verließ später mit ihrer Mutter, nachdem diese ihren Reichtum zum großen Teil an die Armen verteilt hatte, die Stadt und begab sich mit Hieronymus ins heilige Land, wo sie für sich und ihre Bestimmungsgenossen ein klösterliches Heim gründete.

Auf dem cösischen Hügel der Stadt Rom hatte die alte berühmte Familie der Valerier ihren Palast. Im Jahre 382 bekleidete ein Valerius Severus das Amt des Stadtpräfecten von Rom. Sein Sohn Valerianus vermählte sich im Jahre 397 siebenzehnjährig mit der frommen Melania der jüngeren, der Enkelin der wegen ihres Ansehens und religiösen Einflusses gefeierten älteren Melania. Braut und Bräutigam traten in die Fußstapfen der älteren Melania. Sie lebten sieben Jahre zu Rom in enthaltamer Ehe, durch ihre Almosen und ihr Beispiel ein Schutz und Schirm für die dortigen Gläubigen. Dann reiste in ihnen der lang gehegte Entschluß, sich mit einem Schlage ihres ganzen unermesslichen Vermögens zu entledigen, um die Not ihrer Mitbrüder zu lindern, sich selbst aber den Uebungen geistlicher Vollkommenheit hinzugeben. Es mag ihnen wohl schwer geworden sein, sich bis zu diesem Entschluß durchzuringen. Denn es war nicht wenig, was sie verließen. Am Meere lag ihre prunkvolle Villa, ein Prachtstück von der herkömmlichen antiken Größe und Schönheit. In Rom gaben sie den alten Familiensitz auf mit seiner ruhmreichen Vergangenheit. Sie ließen sich zunächst in der Einsamkeit bei Tagaste in Nordafrika nieder. Später siedelten sie zu den heiligen Orten bei Jerusalem über.

Eine der ausziehendsten, lieblichsten Gestalten aus der letzten Katakombenzeit ist die dreizehnjährige heilige Agnes, aus vornehmer reichem Geschlechte. Sie sollte dem Sohn des Stadtpräfecten verlobt werden. In rechter Würdigung der gelobten Jungfräulichkeit erwiderte sie aber: Laß ab von mir, du Speise des Todes, einem anderen schon bin ich verlobt, dessen Leben unsterblich, dessen Adel der älteste, dessen Macht die größte, dessen Schönheit die reizendste, dessen Liebe die zärtlichste ist, den ich einzig, ewig, unaussprechlich liebe.

In der abendländischen Kirche war der Boden für die Beobachtung der drei klösterlichen Gelübde schon längst vorbereitet. Es bedurfte nur der Anregung von außen, dann wuchs auch hier das Reis herrlich empor. Bpe.



## Der hl. Christophorus, einer der 14 Nothelfer

23. Juli.

„Wer Christo dient, ist Gott gefällig und den Menschen wert.“ (Röm. 14, 18.)

Ein Heiliger allbekannt und allberühmt ist der große Märtyrer Christophorus. Sein Name prangt schon in den Vitainen des neunten Jahrhunderts; seinem Andenken wurden Kirchen und Klöster geweiht; unter seinem Patronate wurden Bruderschaften errichtet und Orden gestiftet; das gläubige Vertrauen des christlichen Volkes hat ihn unter die Zahl der vierzehn Nothelfer aufgenommen; und doch wissen wir mit einiger Sicherheit nur, daß er in Indien das Christentum predigte und in der Mitte des dritten Jahrhunderts unter Kaiser Dezius als Märtyrer für Christum starb. Eine der bekanntesten Legenden erzählt von ihm folgendes:

Im Lande Palästina war ein heidnischer Mann von riesigem Wuchse, gewaltigem Kieperbau und athletischer Körperkraft. In vielen Kämpfen und Fechten hatte er großen Ruhm erworben. Weit umher erscholl sein Name. Im Hochgefühl seiner Stärke und in eittem Stolze auf seinen Heldennamen wollte er nur mehr dem mächtigsten Herrn auf Erden dienstbar sein. Angetan mit Schild und Schwert, mit Wehr und Waffen verließ er seinen bisherigen Herrn und begab sich auf die Suche nach einem Gebieter von unbeschränkter Gewalt und ohne Furcht vor irgend einer Macht. Er zog dahin über sonnige Berge und durch schattige Täler; er wanderte von Land zu Land, und immer wieder fragte er nach dem höchsten Herrn dieser Gegend. Stolz und froh trat er dann in dessen Dienste. Sobald er aber erfuhr, daß noch ein anderer über seinen Herrn zu befehlen habe, trug er seine Dienste diesem höheren Herrn an.

So kam er endlich in die Dienste eines überaus mächtigen Königs, dessen Macht so groß war, daß er keinen Menschen zu fürchten brauchte. Da geschah es, daß der König auf einem wilden Kriegszuge in einem öden, verurteilten Gebäude übernachtete. Christophorus gewährte nun zu seinem großen Erstaunen, daß der mächtige König sich fürchtete vor dem Teufel. Sofort war sein Entschluß gefaßt: er verließ den König und suchte diesen mächtigeren Gebieter.

So ergab sich denn endlich Christophorus dem Satan, als dem Herrn der Welt und schloß sich seinem Heere an. Als nun einst der schreckliche Zug über Felder und Fluren dahinbrauste, bog Satan, der an der Spitze des Juges ritt, plötzlich ganz erschrocken von der Richtung ab. Warum? — Ein kleines hölzernes Kreuz stand am Wege. Also war auch Satan nicht der höchste Herr. Christophorus verließ demnach auch diesen Dienst und suchte und fragte nach dem großmächtigen Herrn, dessen Wahrzeichen das Kreuz sei.

Lange irrte er vergebens umher. Endlich kam er zu einem frommen Einsiedler, der ihm in geduldigem Unterrichte volle Auskunft gab und ihn den Glauben Christi lehrte. Hocherfreut wollte der riesige Heide nun Christo dienen und fragte den Einsiedler, wie er das vermöge. Dieser empfahl ihm fleißiges Fasten, Beten und Betrachten. Aber jetzt begannen die Schwierigkeiten. Fast verzagt erwiderte der wilde Krieger: „Fasten ist gegen meine Natur; auch habe ich zum vielen Beten und Betrachten weder Anlage noch Geschick. Ich bin nicht studiert und habe mit Denken mich nie befaßt.“

Der Klausner hatte gelernt, den glimmenden Foch nicht auszulöschen und antwortete: „Wenn du nicht beten und nicht betrachten kannst, so magst du Christo dienen durch leibliche Werke der Barmherzigkeit, mit deinem Arme, mit deiner Kraft. Sieh, in jenem brüdenlosen Flusse ist eine Furt mit gefährlicher Strömung, die schon

manches Menschenleben mit sich nahm. Füre und trage die Leute hinüber und herüber, du großer und starker Mann, so wirst du Menschen dank und Gotteslohn gewinnen.“ — Der Riese legte die Waffenrüstung ab, ließ sich am Flusse nieder und diente den Nächsten in selbstaufopfernder Liebe und in unermüdlicher Geduld Tag und Nacht.

Eines Abends spät, als das Wetter stürmisch und kalt, vernahm er eine zarte Kinderstimme; die ihn flehentlich bat, es über das Wasser zu tragen. Unverdroffen erhebt sich Christophorus von seinem Lager, aber niemand war zu finden. So geschah es noch ein zweites Mal. Erst beim dritten Gange findet er ein wunderl. ebliches Knäblein. Freundlich nahm es der Fährmann auf seine Schulter und stieg behutsam in die Flut. Aber das Knäblein wurde immer schwerer und schwerer; die Last ward immer größer, und das Wasser stieg immer höher. Dem starken Manne rann der Schweiß über das bärtige Gesicht; der gewaltige Rücken beugte sich herab bis an den Wasserspiegel und die breite Brust fing nur mehr keuchend Atem. Mühsam erreichte er das Ufer, setzte den Knaben ab, senkte tief und sprach staunend: „Kind, was Wunder ist's mit dir? Mir war ja, als ob die ganze Welt auf mir läge!“ — „Mehr als die Welt, du trugst den, der Himmel und Erde erschaffen. Du hast Barmherzigkeit geübt und darum Barmherzigkeit gefunden: Meine Hand hat dich in dieser Flut getauft, deine Sünden sind dir vergeben. Zum Wahrzeichen wird dein dürre Stab erblühen.“ — So sprach das Knäblein und verschwand. Der Riese aber hieß fortan: „Christophorus“, das ist „Christusträger“.

Auch du sollst deinen freien Willen nur hingeben in den Dienst des höchsten Herrn, sollst kein Sklave der Menschenfurcht, kein Sklave niedriger Leidenschaften, gemeiner Triebe sein. So verlongt's der Adel deiner Seele und dein wahrer Nutzen.

P. R. Sch.



## Weggeleit zum Glücke

Von P. R. Sch. O. F. M.

Hypnotismus und Aberglaube. IV.

In der Hypnose ist der Mensch noch nicht einmal ein „halber Mensch“. Er ist seines Willens ganz oder zum Teil beraubt. Er kann sprechen und handeln, ja er kann Schweres vollbringen, aber alles was er tut, tut er als Werkzeug eines andern. Die Zeit, die der Mensch in der Hypnose verbringt, ist ausgelöscht aus seinem Gedächtnisse: niemals wird er sich daran erinnern können. Die Hypnose ist also viel gefährlicher als der Zustand des natürlichen Schlafes und der Narkose. Da ist es von größtem Interesse zu erfahren, unter welchen Umständen die Hypnose eintreten kann, und vor allem, ob der Mensch auch wieder seinen Willen hypnotisiert werden kann. Daher legt die Frage:

Wer kann hypnotisiert werden?

Selbstverständlich sind mehr Menschen für eine oberflächliche Hypnose empfänglich, als für eine sehr tiefe Hypnose. Von Särend sagt: „Einfache, ungelehrte Menschen, an positiven Verhoffen gewöhnte Gehirne sind leicht zu hypnotisieren. Sie schlafen schon, ehe sie merken, was man beabsichtigt. Bei gebildeten und kritischen Personen verfährt ein solches Vorgehen nicht. Ein überlegener Ton imponiert ihnen nicht, den Crustton der Ueberzeugung finden sie lächerlich. Sie können sich der Kritik nicht enthalten; es fällt ihnen schwer, den nötigen Zustand geistiger Ruhe in sich herzustellen. Es regt sich in ihnen ein Gefühl des Widerspruchs und dazu tritt oft die unbewusste Autosuggestion, nicht hypnotisiert werden zu können.“ Dennoch ist solchen Personen auf Umwegen beizukommen.

Vollständig falsch ist die Annahme, eine Person, die leicht hypnotisierbar ist, sei wenig intelligent oder wenig geistig beanlagt. Manche geistreiche Menschen sind leicht zu hypnotisieren. Dagegen sind die sehr Zerstreuten und die schwer Geisteskranken gar nicht zu hypnotisieren, weil sie nicht imstande sind, ihre Aufmerksamkeit auf die eingegebene Vorstellung zu fixieren.

Ein Psychologe in Paris, namens Schoewerick, sagt: „Nach meiner persönlichen Erfahrung glaube ich angeben zu müssen, daß kaum 1/3 aller Menschen sich in hypnotischen Zustand versetzen lassen; es sei denn, daß man bloß krankhafte auswählt. Für die tiefe Hypnose sind etwa 15 Prozent befähigt.“ — Professor Forel aber behauptet: „Jeder der die Ranziger Methode einigermaßen begriffen und geübt hat, wird imstande sein, von 100 Personen etwa 90 zu hypnotisieren.“

Man scheint sich jetzt nicht mehr, es offen auszusprechen, daß alle Menschen mit Ausnahme der schwer Geisteskranken hypnotisiert werden können, wenn sie hypnotisiert werden wollen. — Wie ist es nun aber mit dem Hypnotisieren wider Willen? Früher galt die Meinung, derjenige könne nicht hypnotisiert werden, vor nicht hypnotisiert werden wolle. Diese Meinung hat sich aber mehr und mehr als Aberglaube herausgestellt: Ein geschickter Hypnotiseur kann sehr viele Menschen auch wider ihren Willen hypnotisieren, die einen leicht, die andern erst nach längerer Zeit und nach vielen Versuchen. Doch braucht man sich nicht zu fürchten, man könne plötzlich wider Willen hypnotisiert werden. So leicht geht das nicht. Ein amerikanischer Hypnotiseur stand vor Gericht. Er machte frech den Versuch, seine Richter zu hypnotisieren. Er erntete nur Gelächter und eine Erhöhung seiner Strafe. — Allerdings sind manche Nervenranke und solche, die sich schon öfter haben hypnotisieren lassen, sehr leicht in Hypnose zu versetzen.

Wie steht es nun, kann auch ein Hypnotiseur abweisende Personen, ohne daß diese davon wissen, durch seinen bösen Willen hypnotisieren? — Allen Ernstes ist das behauptet worden. So z. B. erzählt Dr. Gibert: „Ich schloß mich in mein Zimmer ein, erteilte einer Bäuerin aus der Bretagne nur in Gedanken den Befehl, einzuschlafen, aufzuwachen oder zu mir zu kommen. Obwohl die Bäuerin mehr als ein Kilometer von mir entfernt war, wurden meine Befehle stets ausgeführt.“

Indessen darüber kannst du ruhig sein: Mit diesem Humbug ist es nichts! Mehrfache, sorgfältige, wissenschaftliche Versuche haben dargelegt, daß eine abweisende Person, ganz ohne ihr Wissen und ohne ihr Zutun nicht hypnotisiert werden kann. Einen sehr lehrreichen Fall erzählt ein zuverlässiger Forscher, Dr. Noble aus Manchester: „Ein einsichtsvoller und gutgebildeter Freund von mir hatte eine Magd, die er wiederholt zu hypnotischen Versuchen benutzte. Endlich teilte er mir freudig mit, es sei ihm gelungen, von einem anderen Zimmer aus die Magd zu hypnotisieren, ohne daß dieselbe das Geringste davon wisse. Der Hausarzt und mehrere andere Zeugen bestätigten das. Ich möge kommen und mich überzeugen. — Ich traute aber der Sache nicht, sondern dachte: mit der Person werden so oft Versuche angestellt, daß sie, wenn ein Besuch kommt, schon erwartet, es werde wieder ein Experiment mit ihr gemacht und deswegen bereitwilligst einschläft. Ich schlug deswegen vor, den Versuch in meiner Wohnung zu machen. Alles wurde genau abgemacht. Mein Freund gibt der Magd einen Brief, sie möge denselben mir bringen und auf Antwort warten. Mein Freund bestieg einen Wagen, kommt vor der Magd zu mir und setzt sich in das anstößende Zimmer. Die Türe bleibt halb offen. Behn Minuten später kommt die Magd mit dem Briefe. Ich stelle ihr den Stuhl so, daß sie mit dem Rücken gegen die halboffene Türe sitzt. Ich gehe an meinen Schreibtisch, mache den Brief auf und schreibe die Antwort. Ich schaue die Magd nicht an, damit sie nicht denkt, daß sie beobachtet wird. Nur etwa alle fünf Minuten mache ich eine kurze, ganz gleichgültige Bemerkung. Kaum zwei Fuß hinter der Magd, an der halboffenen Türe, steht der Hypnotiseur und macht alle seine Kunst, um die Magd zu hypnotisieren. Ich schreibe über eine Viertelstunde. Der Magd fällt's gar nicht ein, zu schlafen, weil sie keine Ahnung hatte von der Anwesenheit des Hypnotiseurs und weil sie nichts erwartete. Ich schicke die Magd mit dem Briefe nach Hause. Der Freund wäscht sich den Schweiß von der Stirn und macht ein etwas verdutztes Gesicht.“

*Oeff*

## Die drei Erkenntnisse des Franz Werker

Von Alfred Hausknecht.

Nachdruck verboten.

Die Welt hatte ein sonderbar feierliches Gesicht aufgeleckt in den Augusttagen 1914 — ein ganz feierliches Gesicht.

In sich zusammengedrückt wie altersgraue, verhußelte Männlein lehnten die Häuser im „Armeleutviertel“ drüben, jenseits des Stromes, aneinander. Sie wußten sich nicht zurechtzufinden in der neuartigen Zeit; ihr altes, brüchiges Gedächtnis reichte nimmer aus, um sich zu erinnern, daß jemals, solange sie standen — und ein Jahrhundert zumindest mochte das wohl her sein — im Augustsonnenschein so etwas Eigenartiges gestimmert und gegligert habe; so etwas, das man nicht sehen kann und nicht greifen; was man fühlt und atmet.

So blieb den alten Gassen nichts anderes übrig, als mit den manchmal blüßblanken und manchmal halbblinden Fensterseiden ein wenig blöde einander anzuschauen.

Franz Werker empfand es wie ein körperliches Drückgefühl, daß das „Armeleutviertel“ in der neuen Zeit nicht aus und ein wußte.

Er wunderte sich nicht darüber, er fand sich auch nicht zurecht.

Die Lust in den altentümlichen Gassen war überhaupt eine andere geworden. Die dumme Enge der Gasse ums tägliche Brot war mit einem Schlage gewichen, als die blutroten Zettel an den Maueranschlägen das rätselhafte Wort in alle Winkel schrien: „Mobilmachung.“

Da war die schmähende Enge zertrissen; wie ein lächerlich kleiner Scherben war die Sorge um das Morgen zusammengesunken; erstorben vor dem harten Hauch des Wortes: Mobilmachung!

Eine größere Sorge stand ragend in den Gassen, schritt still durch die kleinen Arbeiterwohnungen, schritt hinaus aus dem „Armeleutviertel“, stand in breiten, lärmenden Straßenzügen der Neustadt und Adte stillvernommen den kleinen Kommiss und den Mann im Reichtum und Wohlleben, den Mann hinter der Wertbank an:

Die Sorge um das Leben. Und das war das erste Band, das alle Volksgenossen umschlang; gemeinsam wurde die Liebe, gemeinsam die Sorge: Vaterland.

Und das Band war rot wie Herzblut. — —

Franz Werker war wieder an seine Arbeit gegangen nach jener lärmdurchgluteten Nacht vom Sonntag zum Sonntag, zum 2. August 1914. Nach dem Stundenlangen Stehen vor den Tageszeitungen, an deren Anschlagbrettern wir Nachricht um Nachricht auftauchte und verschwand war.

Franz Werkers mächtiger Schädel faßte nicht so schnell wie der Kopf der tausend anderen. Die Bergbauern, aus deren Blute er stammte, denken härter und schwerblütiger als die beweglichen Großstadtmenschen.

Langsam, aber um so heißer glühte in seinem Hirn die Erkenntnis auf, daß irgendwo ein Wunder geschehen war — ein ganz großes, heiliges Wunder. Und schwerfällig hatte er sich darauf besonnen, daß er ein Vaterland hatte, ein deutsches Vaterland — und nicht einmal das blinde Hurrahschreien hatte ihm diese Erkenntnis wieder totgeschlagen.

Und plötzlich wußte er, daß man für sein Deutschland sterben konnte und kämpfen und leiden.

Seine breite Brust hatte sich in einem ungestümen Atemzug weit gedehnt, mit bewußten Sinnen hatte er den Obem des Vaterlandes getrunken, und eine neue Liebe stand riesengroß in seiner Seele.

Da dämmerte ihm: es gibt keine Größe und kein Glück für die Opferlosen; wer opfert, ist stark, und wer nicht opfert, ist schwach. Und es gibt starke und schwache Menschen. Draußen und daheim.

Und seit von schwerer Arbeit gebeuteter Rachen straffte sich, in seinen Adern sang ihm das schwere Blut das Lied vom Opfern und von der Stärke.

Daß das Opfer adelt, führte Franz Werker mit zuckender Lippen.

Ein Glücksgefühl hatte ihn durchflutet bei dieser zweiten Erkenntnis seines Lebens, anders wie bei der bitteren ersten großen Erkenntnis:

Vor mehr als fünfzehn Jahren war das gewesen. Und heute schien es durch die neue Wahrheit ausgelöscht.

Als Franz Werker ein zehnjähriger Bub war, kannte er keine höhere Begeisterung als Soldatenspieler. Und da Franz Werker stark wie ein junger Bär und gewandt wie eine Rahe war und eine Stimme von solcher Kraft hatte, daß er alle anderen mit Leichtigkeit überfahren konnte, war er der Anführer seiner Spielgefährten. — War's wohl ein ganzes Jahr lang.

Und schwangen sonst seine Gedanken schwerfällig nach der Art der Bergbauern, so sprühten sie scharf, wenn es sich um Führerschaft und Kampf handelte.

Einstens war das gewesen.

Franz Werkers Rote war gefürchtet in der ganzen Altstadt bei allen Jungen; sogar bei denen aus der Balkgasse, wo die Bleicherjungen wohnten, vor denen sonst alle zitterten.

Franz Werker war der geborene Führer. Mit unerhöhrter Kühnheit entwarf er seine Pläne und rief seine Kameraden stets durch den Schwung seines unbändigen Mutes fort.

Bis er eines Tages seiner Führerschaft verlustig ging.

Der zehnjährige Junge vom Hauptlehrer Wagner hatte vor der ganzen Rote gemeutert; einach erklärt, er lasse sich nichts mehr gefallen von so einem — so einem — — Hungerleiderjungen!

Das hatte er frech herausgehoben.

Und der Knaben Augen hatten alle an Franz Werkers Gesicht gehangen; gehangen mit jener unerbittlichen Grausamkeit, wie sie aus Kinderaugen stammen kann. Alle hatten geglaubt, jetzt würde Franz auf den Meuterer zuspringen mit seinem tigergleichen Satz, wie er sonst den feindseligen Anführer ansprang und wobei selbst der Stärkste zu Boden kam.

Aber Franz Werker sprang nicht.

Der starkmüchtige Junge stand wie angebohrt an seinem Hof. Sein feindliches Gesicht war grauabl geworden. Seine herrischen, grauen Augen waren angstvoll aufgerissen und fladerten etwas unsichtbar Grauenhaftem entgegen.

Hans Wagner und den anderen Buben ward es unbehaglich unter Werkers seltsamem Blick. Langsam wandte sich Hans Wagner, ging davon und setzte sich dann in Trab, um schnellstens um die Ecke zu verschwinden.

Und wie auf Verabredung gingen alle auseinander.

Franz Werker hatte seinen Führer-Kimbus verloren. Es gab etwas, was ihn schwächer gemacht hatte als all die anderen waren. Keiner wußte eigentlich recht, was es war. Aber es gab so etwas.

Und die bisher unter Werkers Führerschaft Gebeugten bäumten empor; plötzlich — unbewußt — verachteten sie ihren Führer. Der Daß aller Gebändigten glühte in ihnen auf.

Franz Werker stand immer noch am selben Fleck. Müde wandte er sich, als er verlassen war, um und kletterte auf das alte Gemäuer, das den Buben sonst als „Burg“ diente.

Und was in seinem jetzt so träge arbeitenden Hirn in den letzten qualvollen Minuten nach Form und Begriff gerungen hatte, stand plötzlich als würgende Erkenntnis vor seiner aus goldenem Kindertraum emporgeschüttelten Aderseele:

Es gibt arme und reiche Menschen.

Da war der kleine Mann müde von der Mauer geklettert, und Träne auf Träne strömte über seine heißen Waden und tropfte auf seine gestickte Bluse. Und die Bahren zerfröhen die bunten Kindertraumskrier vor seinen Augen, und er erkannte, daß seine Hörschen abgeschabt und gestickt waren und daß er mit seinen strammen Beinen barfuß auf dem Boden stand: daß er ein Hungerleiderjunge war.

Und als er zu Hause in der Dämmerung seine stille Mutter stotzend fragen wollte, warum er arm sei und warum ihn die anderen Buben deshalb verachteten, obwohl er doch der Stärkste von ihnen sei, da fand er die Worte nicht dazu. Mit einer bei dem wilden Jungen ungewohnten Härtslichkeit hatte er sich an die Mutter geschmiegt und war glücklich gewesen wie ein verflügelter Vögelchen, als sie ihren Arm um ihn schlang.

Grau hing der Abend in das niedrige Zimmer und spannt mit harten, dunklen Fäden ein großes Erlebnis in einer jungen Brust ein. — —

Nun war der Krieg gekommen. — Da schien Franz Werkers erste Erkenntnis nicht mehr zu gelten; sie schien erdrückt zu sein von der zweiten und größeren; es gibt Schwache und Starke, Opfernde und Opferlose.

Fast wäre das mühsame Gebäude von Franz Werkers Erkenntnis wieder ins Wanken geraten, als er eines Tages mitten in einer Volksmenge eingeleit stand vor dem Hauptbahnhof hinter einer Rote von Belmen. Das letzte Regiment der Garaison rückte ins Feld. Mit schmetterndem Blech rückte Kompanie um Kompanie zur Bahn.

Winken — Rufen — Abschiednehmen.

Und alles in einer unaussprechlichen Begeisterung. Franz Werker jubelte mit der Menge und seine stillen, vernommenen Augen tauchten jauchzend in das formenübergliederte Bild. Vor Begeisterung und Jubel hätte er laut aufweinen mögen; aufschreien vor Freude.

— Trotzdem klar zum Bewußtsein lag, daß die da drüben zu Blut und Sterben zogen, daß viele nimmer heimkehren würden, alle vielleicht. —

Blötzlich erfuhr ihm das Herz.

An der Spitze einer Kompanie schritt schlanke und strahl in knappen Feldgrau ein junger Offizier: Hans Wagner. — — Ein blutroter Rosenkranz glühte an dessen Brust, sein hübsches, gebräuntes Jungmännergesicht blühte stolz und ernst; nicht rechts und nicht links.

Franz Werkers Augen hingten an der Soldatenercheinung.

Und immer, als er wieder an seinem Schraubstock

stand, flammte in seinem Hirn das Bild des jungen Offiziers mit dem glühroten Rosenkranz an der Brust. Und Werler mußte denken: das ist sein rotes Herz, das er so stolz dem Feinde entgegenbringt. Er dachte sich dabei, daß er sich ausmalte: er selbst — er, der schwerfällige Franz Werler — schreite an der Spitze einer Kompanie. Er hatte sich frant und frei ausgerichtet, den von der Arbeit leicht gekrümmten Rücken gestrafft — sein Herz erschien ihm wie der blutrote Rosenkranz.

Und dann dachte er an sein erstes Seelenerlebnis, und seine erste Erkenntnis und Trost in sich zusammen.

Und seltsame Gedanken formten sein Hirn. Bis er eines Tages vor seinem Werkmeister stand. Was er wollte, warum er von seiner Arbeit weg-

laufe? Soldat wolle er werden. Ob er verrückt sei? Nein, das sei er nicht.

Und weiter war aus ihm nichts auszufragen. — Und Monate nachher lag er irgendwo in Frankreich in Schützengraben, hingeklammert an die granatengewühlte Erdschanze. Seit zwei Tagen trommelte der Feind mit seiner Artillerie die deutschen Stellungen ab. Aber Werlers Heimatregiment hielt sich stand, und am jählichen Franz Werlers Kompanie die Leutnant Hans Wagner führte.

War's Zufall, daß die beiden Jugendgespielen nebeneinander lagen?

Stumm, zusammengekrampft, mit blutunterlaufenen, fixen Augen hungerten sie nach dem Leben, während der Tod blutdürstig mit seiner Spitze nach beiden hatte — nach Führer und Hungerleider.

In Franz Werlers Herzen war eine irre Freude emporschlädert — trotz allen Grauens um ihn herum. Immer nur dachte er einen Gedanken; dachte ihn heil, inbrünstig, mit verstedtem Jubel: die alte Wahrheit gilt nicht mehr, die Wahrheit von den armen und reichen Menschen. Jetzt hatte jeder die Pflicht zum Opfer und das Recht dazu.

Jetzt trug der Hungerleider Franz Werler sein Herz in opferbereiten Händen ebenso dem Tode entgegen, wie der Leutnant einst den blutroten Rosenkranz an seiner Brust — ebenso stolz.

Und Brüder konnte er alle nennen, wenn er wollte. Als hätte diese Erkenntnis den Kräften seines Jammers das fesselnde Stachelhalsband abgenommen, hätte sie entkettet und befreit, schaute er vor in grünliger Zeit laut auf; nicht mehr kann der Reichste Kostbareres geben als er: das Leben.

Seine Augen huschten verstohlen zu dem Kompanieführer, in einem Taumel von glücklicher Freiheit stand er an der Deckung mit den Kameraden, als nach Aufhören des Trommelens die Weischen zum Sturm herantroteten —

zurückbrachen im Maschinengewehrfeuer — — — wieder herantroteten — — — zusammenbrachen — — — zurückstolten.

Bis das heiße, selige Erschauern, das maßlose, ehrfürchtige-Erkennen über ihn gekommen war! — Als er mit siebengläubigen Schläfen erleben mußte, daß es noch etwas Höheres gibt als das pflichtmäßige Opfer — Als Leutnant Wagner ihm zum Bruder geworden war.

Nach dem juchzenden Tage hatte sich der Abend

gran über das eisenerpfläute Blachfeld gelegt; als die deutsche Artillerie vergebens die feindlichen Batteriestellungen suchte, die wieder von neuem Tod und Wunden in Hans Wagners Kompanie legten, da hatte sich der Leutnant plötzlich in dem Höllenschloßhagel frant und frei ausgerichtet.

Ganz bleich war er gewesen — Franz Werler hatte es genau erkannt — sein Jungmännergesicht schien vom Meißel gebildet.

„So geht es nicht weiter. Ich will dem Feuer ein Ende machen!“

Wie aus der Ferne wären diese Worte an Werlers Ohr geklungen. — In die bleisierreste Nacht froch Hans Wagner hinein, den Weischen entgegen.

Die Augen der Zurückbleibenden bohrten sich in die Finsternis — mitten im Getöse hielt man lauschend den Atem an.

Da — — — unmittelbar vor der feindlichen Stellung flammte ein Schuß aus der Leuchtpistole auf — und noch einer — und noch einer.

Stundenlang alles beißend heil und mit Licht überflutet.

Herzschlaglang schwieg das eigene Feuer; das feindliche Feuer.

Dann hatte auch schon die eigene Artillerie in die feindliche Stellung gefaßt. Als die letzte Leuchtugel emporkügend, spritzten unter den deutschen Treffern bereits die weischen Batteriedeckungen himmelan. — Leutnant Wagner war die ganze Nacht nicht wiedergekommen.

Das Feuer auf den Gräben aber hatte aufgehört. In den nicht Toten der Stellung kam kein neuer hinzu. Als am nächsten Morgen die Sonne vorstürmt aufging, sah man ihn liegen, den schlanken Leutnant; dicht vor den feindlichen Gräben.

Hans Will lag er. Ueber keine Stirn zog sich ein dümmes, rotes Streifen.

Franz Werler starrte mit fahlem Gesicht durch die Schießscharte und mühte immer denken: Ein blutroter Rosenkranz glüht an des Leutnants Brust wie damals beim Ausrücken.

Diesmal war es rotes Herzblut. Da hatte Franz Werler die Hände vors Gesicht geschlagen und hatte laut aufgeweint, urplötzlich wild, leidenschafts-zerkrampt.

Der da lag, hatte an keine Armen und keine Reichen gedacht, er war nichts anderes als edel gewesen — und gut.

Da mußte Franz Werler an das Wort denken, das vor langer Zeit einmal irgendwo ein Feldgeistlicher gesagt: Und der Herr sprach: „Eine größere Liebe hat niemand, denn daß er sein Leben gibt für seine Freunde!“

Wie ein Weibhantschands umringt diese Erkenntnis Franz Werlers Herz — — — das war seine größte Erkenntnis.

Eine starke Liebe zu dem toten Mann, der einstens seine Kinderwelt zusammengeführt, wagt Werler aus dem Gräben. Er hörte nicht die Warnrufe der Kameraden, achtete nicht auf die ihn umflatternden Augen.

Er sah nur den toten Mann liegen, der ihm den Reich der ersten und letzten und letzten und größten Erkenntnis gereicht hatte.

Auf dessen Brust glühten flammrote Rosen — — — oder war es Herzblut?

IX. Inzwischen schritt Fritz mit Karl und Herrn Francesco nebst mehreren anderen in das besprochene Vereinslokal. Hier war es, wo Karl das Gift eingefogen, hier war es, wo die weisen Volksbeglückter ihre Umsturzideen zum besten gaben und manches junge, unerfahrenes Herz bestirt wurde.

Karl hatte noch geschwankt, ob er sich ganz an den Geheimbund hingeben sollte; eine innere Stimme hatte ihn abgewehrt und seit Josepha gekommen, hatte sie lauter getönt; aber heute, jetzt, wo er meinte, daß auch sie das Uebergewicht seines neuen Freundes gefaßt, da Fritz, der doch ein Musterbild in ihren Augen war, dem Weigenspieler folgte, wie die Kinder dem Rattenfänger von Hameln — es fiel ihm jaust kein anderer Vergleich ein — da war er fest entschlossen, sich noch heute und für immer der Sache des gedrückten Volkes hinzugeben und ein Wissender und Handlender des großen Bundes zu werden.

Drum war auch sein Schritt so elastisch, seine Brust so stolz gehoben, ganz anders, als bei arme Fritz, der sich wohl kaum auf den Füßen zu halten schien und kramphast Karls Arm umklammerte.

„Es ist eine große und gute Sache, der Sie sich anschließen“, sagte Karl mit Gönnermiene zu seinem Begleiter. Sie brauchen auch nichts zu fürchten; wir sind nicht erst von heute und wissen auch den Organisten von St. Paul wider Polizei und alle Schwarzärzte der Welt zu schlagen.“

Aber der, dem diese Rede galt, hatte kein Wort der Anerkennung und des Dankes; er schien sie kaum gehört zu haben; nur auf dem bleichen Anflitz und den zuckenden Lippen sah man die steigende Erregung.

Jetzt war das Lokal und das geheime Hinterzimmer erreicht.

Der Agitator Francesco überließ seine Volksmannschaft mit überlegener Miene. Einige waren ihm ganz über, einige konnten noch eine Brandrede vertragen und die Neulinge — hier streifte kein Blick die wenigen fremden Weichier, — waren, er sah es gleich, meist grüne Jungen, die dem großen Haufen folgten, ohne eigenen Willen und eigene Kraft.

Nur der Blinde dort machte trotz seiner Blindheit eine Ausnahme. Der Mann gestiel ihm überhaupt nicht, lächerlich! Aber wenn er ihn jetzt ansah, war's ihm gerade, als schauten die toten, geschlossenen Augen desselben ihm mitten ins Herz. Und das war doch fatal. Nur daß Francesco zu aufgeklärt war, an solchen Usium im Ernst zu glauben und niemand und nichts sträubte, dazu war er zu hart geübt. Also frisch darauf und den inneren Schauer abgeschüttelt und abgetrunken.

Die Gläser wurden gefüllt und wieder gefüllt, die Köpfe erhitzen sich mehr und mehr. Francesco's Rede hatte geändert und großen Beifall gefunden.

Karl erhob sich, er wollte der erste sein, der seinen Beitritt erklärte. Da legte Fritz, der ganz Will bagefessen, seine Hand fest auf Karls Arm.

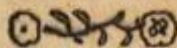
„Herr Desse, überlegen Sie hier noch einmal — überlegen Sie mit Gott! Was Sie hier gehört haben, ist lauter Gankel und Blenwerk! Ich kenne den Mann und ich habe mich leider überzeugt, daß er noch der alte ist. Er ist kein Volksbeglückter, sondern ein Volksbetücker und -verderber. Nicht Liebe, sondern Haß redet aus ihm.“

Karl starrte den Blinden an, den er in der letzten aufregenden Stunde fast vergeissen hatte. Dann sagte er empört: „Ach, wollen Sie da hinaus? Hat Josepha Sie nicht als Moralprediger gegeben? Sind Sie ein Opton?“

In der Erregung hatte er das Wort lauter geredet, als er gewollt. Francesco hatte es aufgefangen.

„Was sagen Sie da, Desse? Ist ein Svion unter uns ehrlichen Leuten? Ist jener Mann dort, der sich blind stellt und doch schärfer sieht als einer von uns? Ich hatte es gleich gedacht, aber ich bin keiner, der sich leicht ins Hochhorn jagen läßt und mit Spionen und Verrätern find wir noch immer fertig geworden.“

(Fortsetzung folgt.)



## Des Lebens Schule

(10. Fortsetzung.)

Erzählung von Rebekka.

Ich sehe es Ihnen an, Fräulein Josepha, Sie haben noch allerlei Bann und Aber und Klein, Meinstliche, spießbüraerliche Ideen; ich lehne das. In meiner Eltern Haus schrieb man auch gleich Beter über jedes Wort, das nicht im Katechismus geschrieben stand. Aber was ist für Vahn dafür gewesen? Hunger, Kummer und Dürstigkeit, während ich immer satt geworden bin, auch manch einem zerkumpten Schlucker für einen Abend wenigstens sein Kleid habe verzeihen machen können; auch Ihnen will ich's einmal warm ums Herz machen durch meine Lieber.“

Und damit ergriff er den Bogen und spielte toll, dämonisch, leidenschaftlich. Wo Gottes Dauch durch die Saiten weht, da wirkt die Muß Wirkliche, wo sie aus der Macht der Finsternis kommt, da verdüst sie wie heißer Sonnenbrand.

Die Frauen wollten nicht hören und hörten doch, aber der Blinde sah ganz Ohr.

Der Spielmann merkte den Eindruck wohl, den sein dämonisches Spiel machte, er freute sich, wie der Kreis um ihn her sich vergrößerte und wie, als er geendet ein Beifallssturm hervorbrach. Aber dennoch spielte er nicht weiter

„Wer mehr hören will, der komme in unseren Verein“, sagte er trocken. „Für heute ist meine Zeit hier aus.“

Er erhob sich und viele der Zuhörer schickten sich an, ihn zu begleiten.

Auch Karl erklärte, daß er mit Herrn Francesco gehen werde, aber wie plötzlich durch Fritz mit leiser, unsicherer Stimme sagte: „Ich gehe auch mit; Herr Desse, wollen Sie mich führen?“, da fühlte nicht bloß Josepha einen Stich durchs Herz, da sagte auch Elschen wehmütig:

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Herr Domiko in solche Gesellschaft ginge.“

Aber er ging und selbst ohne ein besonderes Abschiedswort, während Karl, einen triumphierenden Blick auf Josepha werfend, bemerkte:

„Du siehst, Josepha, daß andere Leute leichter und besser bezaubern, als du.“

Und dann waren die Männer gegangen und traurig und niedergeschlagen endete für die drei Frauen der erste, so schöne Abend.

Es trug jedes ihre Sorge, aber sollte die denn Gott nicht zu heben wissen?